

Pablo Neruda (1904 - 1973) ist einer der größten Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts und einzigartig als Mensch, Politiker und Humanist. 1971 wurde er mit dem Nobelpreis ausgezeichnet. Mit seinen Memoiren hat er ein grandioses Dokument seines Lebens und seiner Welt hinterlassen. Schon mit vierzehn Jahren begann Neruda zu schreiben, seit 1923 veröffentlichte er politische Gedichte, Oden, Liebesgedichte.

1927 - 1932 war Neruda chilenischer Generalkonsul im Fernen Osten, 1935 Konsul in Madrid. 1937 Rückkehr nach Chile, 1949 - 1952 Emigration und zahlreiche Reisen u.a. auf den amerikanischen Kontinent. 1969 Präsidentschaftskandidat der KP und Verzicht zugunsten von Salvador Allende. Dessen gewaltsamen Sturz 1973 überlebte Neruda nur um zwölf Tage.



Pablo Neruda

Ich bekenne, ich habe gelebt

Memoiren

Deutsch und mit
einem Nachwort von
Curt Meyer-Clason

Luchterhand

2. Auflage

© 1974 Matilde Urrutia de Neruda

Titel der spanischen Originalausgabe:

Confieso que he vivido. Memorias

© 1974, 1989 der deutschsprachigen Ausgabe,

2003 für diese Ausgabe: Luchterhand Literaturverlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Fotografie Seite 2: Roger Melis

Umschlagkonzeption und -gestaltung:

R·M·E / Roland Eschlbeck

Druck und Bindung: GGP Media, Pößneck

Alle Rechte vorbehalten. Printed in Germany

ISBN 3-630-62041-8

Diese Memoiren oder Erinnerungen brechen häufig ab und sind bisweilen vergeßlich wie das Leben. Die Unterbrechungen des Schlafs erlauben uns, die Tage der Arbeit zu ertragen. Viele meiner Erinnerungen sind im Akt der Anrufung zerronnen, sind Staub geworden wie ein unwiederbringlich zerbrochenes Glas.

Die Memoiren des Memoirenschreibers sind nicht die Memoiren des Dichters. Jener hat vielleicht weniger gelebt, doch mehr fotografiert und erfreut uns mit der Schönheit der Einzelheiten. Dieser liefert uns eine Galerie von Gespenstern, erschüttert vom Feuer und Schatten seiner Zeit.

Vielleicht habe ich nicht in mir selbst gelebt; vielleicht habe ich das Leben der anderen gelebt.

Von dem, was ich in diesen Blättern hinterlasse, werden sich – wie in den Baumalleen des Herbstes und wie zur Zeit der Weinernte – die gelben Blätter lösen, die sterben werden, und die Trauben, die auferstehen werden im heiligen Wein.

Mein Leben ist ein Leben aus allen Leben: den Leben des Dichters.

I

Der junge
Provinzler

Der chilenische Wald

*. . . Unter den Vulkanen, vor den Schneebergen, zwischen den großen Seen – der wohlriechende, der stille, der wilde chilenische Wald . . . Die Füße versinken im toten Laub, ein brüchiger Zweig knackt, die riesigen Araukarien recken ihre krause Gestalt, ein Vogel des kalten Urwalds kommt geflogen, flattert, läßt sich im schattigen Gezweig nieder. Und wie eine Oboe tönt es aus seinem Versteck . . . Durch die Nasenflügel bis in die Seele hinein dringt das wilde Aroma des Lorbeers, das dunkle Aroma des Boldostrauchs . . . Die Zypresse der Guaitecas hemmt meinen Schritt . . . Es ist eine senkrechte Welt: ein Volk von Vögeln, Massen von Blättern . . . Ich stoße an einen Stein, durchwühle die entdeckte Höhlung, eine riesige, rotbehaarte Spinne blickt mich an mit starren Augen, reglos, groß wie ein Krebs . . . Ein goldener Laufkäfer entsendet seinen giftigen Hauch gegen mich, während wie ein Blitz sein strahlender Regenbogen verschwindet . . . Weiter laufe ich in einem Wald aus Farnen, die viel höher sind als ich: sechzig Tränen fallen aus ihren grünen kalten Augen auf mein Gesicht, und noch lange zittern ihre Fächer hinter mir . . . Ein morscher Stamm: welch ein Schatz! . . . Schwarze und blaue Pilze haben ihm Ohren angehängt, rote Schmarotzerpflanzen haben ihn mit Rubinen besät, andere träge Pflanzen haben ihm ihre Bärte geliehen, und blitzschnell schießt aus seinen morschen Eingeweiden eine Schlange hervor wie ein Geist, als entweiche dem toten Stamm die Seele . . . Weiter entfernt hat sich ein jeder Baum von seinesgleichen getrennt . . . Sie ragen auf dem Teppich des verschwiegene Urwalds, und eines jeden Laubwerk, linear, kraus, astreich, lanzenförmig, besitzt seinen eigenen Stil, wie von einer Schere mit unendlichen Bewegungen geschnitten . . . Ein Steilhang; unten gleitet durchscheinendes Wasser über Granit und Jaspis . . . Rein wie eine Zitrone, fliegt ein Falter tänzelnd zwischen Wasser und Licht . . . Neben mir grüßen mit gelben Köpfchen unendliche Pantoffelblüten . . . Hoch oben, wie Pulsadertropfen des zauberischen Urwalds, schwingen die roten Schlingpflanzen . . . Die rote Schlingpflanze (*Lapageria Rósea*) ist die Blume des Bluts, die weiße Schlingpflanze ist die Blume des Schnees . . . Mit einem Zittern der Blätter durchbrach die Geschwindigkeit eines Fuchses die Stille, doch*

*die Stille ist das Gesetz dieses Blätterreichs . . . Nur der ferne Schrei
eines verstörten Tiers . . . Der durchdringende Zwischenruf eines ver-
borgenen Vogels . . . Die Pflanzenwelt murmelt nur, bis ein Gewitter
alle irdische Musik zum Tönen bringt.*

*Wer den chilenischen Wald nicht kennt, kennt diesen Planeten nicht.
Von dieser Erde, diesem Lehm, von dieser Stille bin ich ausgezogen,
um zu singen für die Welt.*

Kindheit und Dichtung

Über die Tage und Jahre meiner Kindheit will ich zunächst sagen, daß die einzige mir unvergeßliche Persönlichkeit der Regen war. Der große australe Regen, der wie eine Kaskade des Pols vom Himmel des Kap Horn bis zur Grenze fällt. An dieser Grenze, dem Far West meines Vaterlandes, wurde ich für das Leben geboren, für die Erde, für die Dichtung und für den Regen.

Mag ich auch viel gewandert sein, so scheint mir, als sei die Kunst des Regnens, die in meinem heimischen Araukanien als schreckliche unauffällige Macht waltete, verlorengegangen. Es regnete ganze Monate, ganze Jahre. Der Regen fiel in Fäden langer Glasnadeln, die auf den Dächern zerbrachen oder in durchsichtigen Wellen gegen die Fensterscheiben schlugen, und jedes Haus war ein Schiff, das in diesem Wintermeer mühsam in den Hafen gelangte.

Im kalten Regen des südlichen Amerika fehlen die jähren Böen des warmen Regens, der wie ein Peitschenhieb fällt und den Himmel blau zurückläßt. Im Gegenteil, der Polregen ist geduldig und fällt endlos aus dem grauen Himmel.

Vor meinem Haus verwandelte die Straße sich in ein riesiges Schlammeer. Durch das regenschraffierte Fenster sehe ich, daß ein Karren mitten in der Straße steckengeblieben ist. Ein Bauer im schwarzen Langhaarumhang schlägt auf seine Rinder ein, die im Regen und Morast nicht weiterkommen.

Auf den Gehsteigen, von einem Stein auf den nächsten tretend, marschierten wir gegen Kälte und Regen der Schule zu. Regenschirme nahm der Wind mit. Regenmäntel waren teuer, Handschuhe gefielen mir nicht, die Stiefel saugten sich voll. Nie werde ich die nassen Hosen an der Ofenglut vergessen und die vielen, wie kleine Lokomotiven dampfenden Stiefel. Dann kamen die Überschwemmungen, welche die Siedlungen mitnahmen, dort wo die Ärmsten wohnten, am Fluß. Auch die Erde schüttelte sich, bebend. Andere Male erschien auf der Kordillere ein Helmbusch aus schrecklichem Licht: der Vulkan Llaima erwachte.

Temuco ist eine Pionierstadt, eine jener Städte ohne Vergangenheit, aber mit Eisenwarenhandlungen. Da die Indios nicht lesen können, tragen die Eisenwarenhandlungen in den Straßen ihre bemerkenswerten Wahrzeichen zur Schau: eine gewaltige Blattsäge, einen riesigen Kochtopf, ein zyklisches Hängeschloß, einen antarktischen Schöpflöffel. Dahinter die Schuhgeschäfte mit einem kolossalen Stiefel.

Wenn Temuco die Vorhut des chilenischen Lebens in südchilenischem Gebiet war, so kam dies einer langen langen blutigen Geschichte gleich.

Unter dem Druck der spanischen Konquistadoren fielen die Araukaner nach dreihundert Jahren Kampf in jene kalten Gegenden zurück. Doch die Chilenen führten weiter, was die »Befriedung Araukaniens« genannt wurde, das heißt, die Fortführung eines Kriegs mit Feuer und Schwert, um unsere Landsleute aus ihren Ländereien zu vertreiben. Gegen die Indios wurden großzügig alle Waffen angewendet: der Schuß eines Karabiners, das Anzünden ihrer Hütten, dann, als väterlichere Form, das Gesetz und der Alkohol. Der Anwalt spezialisierte sich auf die Enteignung ihrer Felder, der Richter verurteilte sie, wenn sie protestierten, der Priester bedrohte sie mit dem Feuer der ewigen Verdammnis. Endlich vollendete der Schnaps die Vernichtung einer stolzen Rasse, deren Taten, Tapferkeit und Schönheit Don Alonso de Ercilla einst in seiner *Araucana* in Strophen aus Erz und Jaspis stach.

Meine Eltern stammten aus Parral, wo ich geboren bin. Dort, im Zentrum Chiles, gedeihen die Weinberge und fließt der Wein. Ohne daß ich mich daran erinnere, ohne zu wissen, daß ich sie anblickte mit meinen Augen, starb meine Mutter, Doña Rosa Basoalto. Ich wurde am 12. Juli 1904 geboren, einen Monat danach, im August, von der Schwindsucht verzehrt, war meine Mutter nicht mehr.

Das Leben war hart für die kleinen Bauern im Zentrum des Landes. Mein Großvater, Don José Angel Reyes, besaß wenig Land und viele Kinder. Die Namen meiner Onkel klangen mir wie Namen von Fürsten versunkener Reiche. Sie hießen Amós,

Oseas, Joel, Abadías. Mein Vater hieß einfach José del Carmen. Blutjung verließ er das väterliche Land, verdingte sich als Arbeiter in den Docks des Hafens von Talcahuano und wurde schließlich Eisenbahner in Temuco.

Er war Führer eines Schotterzugs. Wenige wissen, was ein Schotterzug ist. In dem von Südwinden heimgesuchten Polargebiet würden die Schienen vom Wasser fortgerissen, wären nicht die Zwischenräume der Schwellen mit Schotter gefüllt. Man muß den Schotter aus den Steinbrüchen in Kiepen füllen und den zerkleinerten Stein in die flachen Wagen leeren. Vor vierzig Jahren muß die Besatzung eines derartigen Zuges eisenhart gewesen sein. Diese Männer kamen von den Feldern, aus den Vorstädten, aus den Gefängnissen. Es waren riesenhafte, muskulöse Landarbeiter. Die Gesellschaft zahlte erbärmliche Löhne, ein Lebenslauf wurde von den Bewerbern für die Arbeit in den Schotterzügen nicht verlangt. Mein Vater war Zugführer. Er hatte sich daran gewöhnt, zu befehlen und zu gehorchen. Manchmal nahm er mich mit. Wir klopfen Stein in Boroa, dem waldigen Kern des Grenzlandes, Schauplatz furchtbarer Kämpfe zwischen Spaniern und Araukanern.

Dort machte die Natur mich wie trunken. Mich fesselten die Vögel, die Mistkäfer, die Rebhuhneier. Es war wunderbar, sie in den Schluchten zu finden, metallblau, dunkel-leuchtend, flintenlauffarben. Ich staunte über die Vollkommenheit der Insekten. Ich sammelte die »Schlangenmütter«. Mit diesem ausgefallenen Namen bezeichnete man den größten Käfer, schwarzpoliert und stark, den Titan unter Chiles Insekten. Man erschauert unwillkürlich, wenn man ihn plötzlich in den Stämmen des Maquis sieht, der Waldapfelbäume, der Coihues, aber ich wußte, daß er so stark war, daß ich mich auf ihn stellen konnte, ohne daß er zerbrach. Dank seinem Verteidigungspanzer braucht er kein Gift.

Meine Forschungszüge machten die Arbeiter neugierig. Bald nahmen sie Anteil an meinen Entdeckungen. Kaum ließ meines Vaters Aufmerksamkeit nach, wagten sie sich in den Urwald und, geschickter, intelligenter und stärker als ich, fanden sie für

mich unerhörte Schätze. Einer von ihnen hieß Mönch. Meinem Vater zufolge ein gefährlicher Messerstecher. Sein dunkelhäutiges Gesicht wies zwei lange Furchen auf. Die eine war die senkrechte Narbe eines Messerstichs, die andere sein helles, waagrecht lächelndes Lächeln voller Leutseligkeit und Hinterlist. Dieser Mönch brachte mir weiße Schlingpflanzen, behaarte Spinnen, Ringeltaubenjunge, und einmal entdeckte er für mich das Erstaunlichste, den Käfer des Coihue- und des Lumabaums. Ich weiß nicht, ob ihr ihn jemals gesehen habt. Ich habe ihn nur damals gesehen. Er war ein Blitz im Regenbogenkleid. Das Rot und Violett und Grün und Gelb blendete von seinen Deckflügeln. Wie ein Blitz entwischte er meinen Händen und entschwebte in den Urwald. Und Mönch war nicht mehr da, um ihn mir wieder einzufangen. Nie hat mich jene betörende Erscheinung verlassen. Und nie habe ich jenen Freund vergessen. Mein Vater erzählte mir von seinem Tod. Er fiel vom Zug und stürzte einen Steilhang hinunter. Der Zug hielt, aber er war nur noch ein Bündel Knochen, sagte mein Vater.

Es ist schwer, eine Vorstellung von einem Haus wie dem meinen zu vermitteln, einem vor sechzig Jahren typischen Grenzlandhaus.

Zunächst einmal gingen die Familienwohnungen ineinander über. Durch die Innenhöfe tauschten die Reyes und die Ortegas, die Candias und die Masons Werkzeuge aus oder Bücher, Geburtstagstorten, Salben zum Einreiben, Regenschirme, Tische und Stühle. In diesen Pionierhäusern vollzog sich alles Tun und Treiben eines Dorfs.

Don Carlos Mason, ein weißgelockter Nordamerikaner, der Emerson ähnlich sah, war der Patriarch dieser Familie. Seine Kinder, lauter Masons, waren echte Kreolen. Don Carlos Mason kannte das Gesetzbuch und die Bibel. Er war kein Imperialist, sondern ein origineller Erfinder. Diese Familie gründete, ohne daß jemand Geld besessen hätte, Druckereien, Hotels, Schlachthäuser. Einige Söhne waren Direktoren von Zeitungen, andere Handwerker in deren Druckerei. Alles verging mit der Zeit, und alle wurden wieder so arm wie anfangs. Nur den

Deutschen gelang, was sie im Grenzgebiet auszeichnete: ihren Besitz zu wahren.

Unsere Häuser hatten etwas von einem Feldlager. Oder von einem Entdeckungsunternehmen. Beim Eintreten sah man Fässer, Handwerksgerät, Pferdegeschirre und allerhand undefinierbare Gegenstände.

Stets gab es Zimmer im Rohbau, unfertige Treppen. Man redete unablässig von der Beendigung der Bauarbeiten. Die Väter begannen bereits an die Universitätslaufbahn ihrer Söhne zu denken.

Die großen Feste wurden in Don Carlos Masons Haus gefeiert. Bei jedem Namenstag gab es Puter in Sellerie, Lamm am Spieß und zum Nachtisch Eiermilchschnee. Der weißhaarige Patriarch setzte sich an den Kopf des endlos langen Tisches mit seiner Frau, Doña Micaela Candia. Hinter ihm hing eine riesige chilenische Flagge, an die mit einer Nadel eine winzige nordamerikanische Fahne geheftet war. So lag auch das Verhältnis des Blutes. Den Vorrang hatte Chiles einsamer Stern.

In diesem Haus der Masons gab es ein Wohnzimmer, zu dem Kinder keinen Zutritt hatten. Ich habe nie die wahre Farbe der Möbel erfahren, weil sie mit weißen Überzügen bedeckt waren, bis ein Brand sie fortnahm. Es gab ein Album mit Familienportraits. Diese Fotos waren feiner und zarter als die fürchterlichen, verzierten Vergrößerungen, die später das Grenzland heimsuchten.

Dort hing ein Bild meiner Mutter. Sie war eine schwarzgekleidete Frau, schlank und versonnen. Man hat mir gesagt, sie habe Verse geschrieben, doch ich habe sie nie gesehen; gesehen habe ich nur ihr schönes Abbild.

Mein Vater hatte in zweiter Ehe Doña Trinidad Candia Marverde geheiratet, meine Stiefmutter. Es scheint mir unglaublich, dem Schutzengel meiner Kindheit diesen Namen geben zu müssen. Sie war besorgt und sanft, besaß einen bäuerlichen Sinn für Humor, eine tätige, unermüdliche Güte.

Kaum erschien mein Vater, wurde sie zu einem milden Schatten wie alle Frauen von damals und von dort.

In jenem Wohnzimmer sah ich getanzte Mazurkas und Quadrillen.

Es gab in meinem Haus auch eine Truhe mit faszinierenden Gegenständen. In ihrer Tiefe leuchtete ein wundervoller Kalenderpapagei. Eines Tages, als meine Mutter in diesem heiligen Kasten wühlte, fiel ich bei dem Versuch, den Papagei zu erreichen, kopfüber hinein. Doch als ich größer wurde, öffnete ich ihn heimlich. Da lagen auch kostbare, hauchdünne Fächer.

Ich bewahre noch eine andere Erinnerung an diesen Kasten. Den ersten Liebesroman, der mich entflammte. Es waren Hunderte von Postkarten, alle an Maria Thielman adressiert und unterzeichnet von einem Enrique oder Alberto, ich weiß nicht mehr. Die Postkarten waren wunderbar. Abbildungen von den großen Schauspielerinnen jener Zeit mit eingelegten Glasaugen und bisweilen aufgeklebtem Haar. Auch Schlösser waren abgebildet, Städte und ferne Landschaften. Jahrelang erfreute ich mich an den Bildern. Doch als ich heranwuchs, las ich nach und nach die in vollendeter Schönschrift gemalten Botschaften der Liebe. Ich stellte mir den Liebhaber immer als einen Mann mit steifem Hut, Spazierstock und einer Brillantkrawattennadel vor. Doch die Zeilen waren von heftigster Leidenschaftlichkeit. Der Reisende hatte sie von allen Punkten des Erdballs aus gesandt. Sie strotzten von betörenden Sätzen, von verliebter Kühnheit. Auch ich begann mich in Maria Thielman zu verlieben. Ich stellte sie mir als perlengekrönte herablassende Schauspielerin vor. Doch wie waren diese Briefe in meiner Mutter Truhe gelangt? Ich habe es nie erfahren.

In die Stadt Temuco hielt das Jahr 1910 Einzug. In diesem denkwürdigen Jahr trat ich in das Gymnasium ein, ein weitläufiger Bau mit unwirklichen Klassenzimmern und düsteren Untergeschossen. Von der Höhe des Gymnasiums aus konnte man im Frühling den wogenden, köstlichen Fluß Cautín mit seinen von Waldapfelbäumen bestandenen Ufern sehen. Wir entwischten aus dem Unterricht, um die Füße ins kalte Wasser zu tauchen, das über weißes Gestein sprang.

Das Gymnasium war ein Gelände von ungeahnten Ausmaßen für meine sechs Jahre. Alles verhieß Geheimnisse. Der Physiksaal, dessen Zutritt mir verwehrt war, angefüllt mit betörenden Instrumenten, Retorten und Reagenzgläsern. Die ewig geschlossene Bibliothek. Die Söhne der Pioniere fanden keinen Gefallen an der Gelehrsamkeit. Im übrigen war der faszinierendste Ort das Untergeschoß. Dort herrschte tiefe Stille und Dunkelheit. Bei Kerzenlicht spielten wir Krieg. Die Sieger fesselten die Gefangenen an alte Säulen. Noch heute bewahre ich in der Erinnerung den Feuchtigkeits-, den Versteck- und Grabesgeruch, der dem Untergeschoß des Gymnasiums von Temuco entströmte.

Ich wuchs heran. Nun begannen mich Bücher zu interessieren. In Buffalo Bills Großtaten, in Salgaris Reisen durchwanderte mein Geist die Regionen des Traums. Meine erste reine Liebe blühte in Briefen an Blanca Wilson. Das junge Mädchen war die Tochter des Schmieds, und einer der sterblich in sie verliebten Jungen bat mich, ich möge seine Liebesbriefe für ihn schreiben. Ich weiß nicht mehr, was in diesen Briefen stand, doch vielleicht waren sie meine ersten literarischen Werke, denn einmal, als ich mit der Schülerin zusammentraf, fragte sie mich, ob ich der Verfasser der Briefe sei, die ihr Verehrer ihr brachte. Ich wagte nicht, mein Werk zu verleugnen, und antwortete höchst verwirrt Ja. Sie gab mir eine Quitte, die ich natürlich nicht aß, sondern wie einen Schatz aufbewahrte. Als mein Schulkamerad auf diese Weise aus dem Herzen des Mädchens verbannt war, schrieb ich weiter endlose Liebesbriefe und erhielt dafür Quitten.

Die Jungen im Gymnasium kannten nicht meine Dichtereigenschaft, noch interessierten sie sich dafür. Das Grenzland trug diesen wunderbaren Stempel des Far West ohne Vorurteile. Meine Kameraden hießen Schnake, Schlers, Hauser, Smith, Taitos, Seranis. Wir waren gleich mit den Aracenas und den Ramírez und den Reyes. Baskische Familiennamen gab es nicht. Es gab sephardische: Albalas, Francos. Es gab irische: McGyn-tis. Polnische: Janichewsky. In dunklem Licht glänzten nach

Holz und Wasser riechende araukanische Familiennamen: Melivilus, Catrileos.

Manchmal kämpften wir im großen verschlossenen Schuppen mit den Eicheln der Steineiche. Niemand, den der Eichelschuß nicht traf, weiß, wie sehr er schmerzt. Auf dem Weg zum Gymnasium füllten wir unsere Taschen mit Munition. Ich war ein schlechter Kämpfer, ich besaß keine Kraft und wenig Schlaueheit. Immer zog ich den kürzeren. Während ich mich vergnügte, die wunderbare Eichel zu betrachten, so grün und glatt, mit ihrer runzligen, grauen Kapuze, während ich mich ungeschickt mühte, eine Pfeife daraus zu machen, die sie mir sogleich entrissen, war mir bereits ein Hagel von Eicheln an den Kopf geprallt. Als ich im zweiten Schuljahr war, kam mir die Idee, einen wasserdichten, hellgrünen Hut aufzusetzen. Der Hut gehörte meinem Vater, so wie sein Wollumhang, seine grünen und roten Signallampen, die voller Faszination für mich waren und die ich, so oft ich konnte, in die Schule mitnahm, um mich mit ihnen zu brüsten. . . . diesmal regnete es erbarmungslos, und nichts war wunderbarer als der grüne Wachstumshut, der einem Papagei glich. Kaum hatte ich den Schuppen erreicht, in dem dreihundert Lausbuben wie wahnsinnig tollten, als mein Hut davonflog wie ein Papagei. Ich rannte ihm nach, und kaum kam ich ihm nahe, entflog er von neuem unter dem ohrenbetäubendsten Geheul, das ich je gehört habe. Ich habe ihn nie wieder gesehen. In diesen Erinnerungen sehe ich nur undeutlich die periodische Ordnung der Zeit. Kleine Ereignisse, die Bedeutung für mich gehabt haben, bringe ich durcheinander, und es scheint, als sei dies mein erstes erotisches Abenteuer gewesen – seltsam vermengt mit der Naturgeschichte. Vielleicht sind Liebe und Natur schon früh die Grundelemente meiner Dichtung gewesen.

Meinem Haus gegenüber wohnten zwei Mädchen, die mir fortwährend Blicke zuwarfen, die mich zum Erröten brachten. Was an mir scheu und schweigsam war, war bei ihnen frühreif und diabolisch. Einmal, als ich vor der Haustür stand, versuchte ich, sie nicht anzublicken. Sie hielten etwas in der Hand, das mich

fesselte. Vorsichtig ging ich näher, und sie zeigten mir ein aus Moos und kleinen Federn geflochtenes Waldvogelnest und darin ein paar wunderschöne türkisfarbene winzige Eier. Als ich es in die Hand nehmen wollte, sagte mir eine von ihnen, zuerst müßten sie meine Kleider durchsuchen. Ich zitterte vor Schrecken und machte mich aus dem Staub, verfolgt von den beiden jungen Nymphen, die den verlockenden Schatz schwenkten. Während der Verfolgungsjagd rannte ich durch ein Gäßchen auf eine meinem Vater gehörende, leerstehende Bäckerei zu. Die Angreiferinnen holten mich ein und begannen mir die Hose herunterzuziehen, als sie die Schritte meines Vaters im Hausgang hörten. Das war das Ende des Nestes. Die wunderschönen Eier zerbrachen in der unbenutzten Bäckerei, während wir, der Angegriffene und die Angreifer, vor dem Ladentisch den Atem anhielten.

Ich erinnere mich auch, daß ich einmal, als ich die kleinen Gegenstände und winzigen Wesen meiner Welt hinter unserem Haus suchte, ein Loch in einem Brett der Umzäunung fand. Ich spähte durch die Öffnung und erblickte ein leeres Grundstück, wildbewachsen wie das unsrige. Ich trat ein paar Schritte zurück, unbestimmt fühlend, daß etwas geschehen würde. Und schon erschien eine Hand. Die kleine Hand eines Knaben meines Alters. Als ich nähertrat, erschien statt der Hand ein winziges weißes Schaf.

Es war ein Schaf aus verblichener Wolle. Die Räder, auf denen es einst fuhr, waren verlorengegangen. Nie hatte ich ein so schönes Schaf gesehen. Ich ging ins Haus und kehrte mit einem Geschenk zurück, das ich am selben Ort niederlegte: einen Kiefernzapfen, halboffen, balsamisch duftend, den ich heiß liebte. Ich sah nie die Hand des Kleinen wieder, und nie wieder sah ich ein solches Schäfchen. Ich habe es bei einem Brand verloren. Noch heute, in diesen Jahren, wenn ich an einem Spielwarengeschäft vorbeigehe, blicke ich verstohlen in die Schaufenster. Vergeblich. Nie wieder wurde ein Schaf gemacht wie dieses.

Die Kunst des Regens

So wie die Kälte, der Regen und der Schlamm der Straßen, das heißt wie der tückische, lähmende Winter aus dem Süden von Amerika wich, so erreichte auch der Sommer diese Gegenden, gelb und sengend. Wir waren umgeben von jungfräulichen Bergen, deshalb wollte ich das Meer kennenlernen. Zum Glück trieb mein zielstrebigter Vater ein Haus auf, das ihm einer seiner zahlreichen Eisenbahner-Kollegen lieb. Mein Vater, der Zugführer, weckte im Stockfinstern, um vier Uhr nachts (ich habe nie begriffen, warum man vier Uhr morgens sagt) das ganze Haus mit seiner Zugführerpfeife. Von diesem Augenblick an gab es weder Ruhe noch Licht, und zwischen Kerzen, deren Flammen sich im überall hereinwehenden Wind bogen, rannten meine Mutter, meine Geschwister Laura, Rodolfo und die Köchin hin und her, rollten große Matratzen auf, die sich in riesige, von den Frauen in Juteplanen genähte Knäuel verwandelten. Man mußte die Betten in den Zug verladen. Die Matratzen waren noch warm, als sie zur nahen Bahnstation gelangten. Schwächlich und kraftlos von Natur, mitten im Traum aufgeschreckt, befahl mich Brechreiz und Schüttelfrost. Mittlerweile nahm das endlose Gewühl im Haus seinen Fortgang. Es gab nichts, was für diesen Ferienmonat der Armen nicht mitgeschleppt wurde. Sogar die Weidengestelle, die man zum Trocknen der vom Klima ewig feuchten Bettlaken und Wäsche auf die brennenden Kohlenbecken stellte, wurden mit Schildern versehen und auf den wartenden Karren verladen.

Der Zug fuhr durch einen Teil jener kalten Provinz von Temuco bis nach Carahue. Er durchquerte riesige unbewohnte und unbebaute Strecken, durchquerte Urwald, dröhnte wie ein Erdbeben durch Tunnels und über Brücken. Die Bahnstationen lagen mutterseelenallein mitten auf freiem Feld zwischen blühenden Duftakazien und Apfelbäumen. Die araukanischen Indios in ihrer rituellen Kleidung und ihrer uralten Hoheit warteten auf den Stationen, um den Fahrgästen Lämmer zu verkaufen, Hühner, Eier und Stoffe. Mein Vater kaufte stets etwas nach

endlosem Feilschen. Man mußte seinen kleinen blonden Bart sehen, wenn er ein Huhn vor einer unnahbaren Araukanerin aufhob, die den Preis ihrer Ware nicht um einen halben Centavo senkte.

Jede Station hatte einen schöneren Namen, fast alle waren ererbt von den alten araukanischen Besitzungen. Es war das Gebiet der erbittertsten Kämpfe zwischen den spanischen Eindringlingen und den ersten Chilenen, tiefverwurzelten Söhnen jener Erde.

Labranza war die erste Station, dann kamen Boroa und Ranquileo. Namen mit dem Geruch wilder Pflanzen, mich betörte ihr Silbenklang. Stets bedeuteten diese araukanischen Namen etwas Köstliches: Versteckter Honig, Lagunen oder ein Fluß in Waldesnähe, ein Berg mit einem Vogelnamen. Wir kamen durch das Dörfchen Imperial, wo der spanische Gouverneur den Dichter Don Alonso de Ercilla beinahe hinrichten ließ. Hier lag im 15. und 16. Jahrhundert die Hauptstadt der Konquistadoren. Die Araukaner erfanden in ihrem vaterländischen Krieg die Taktik der *verbrannten Erde*. Sie ließen in der durch Ercilla als schön und stolz geschilderten Stadt keinen Stein auf dem anderen.

Und dann die Ankunft in der Flußstadt. Der Zug stieß seine fröhlichsten Pfiffe aus, verdunkelte das Feld und die Eisenbahnstation mit gewaltigen Federbüschen aus Kohlenrauch, die Glocken klingelten, und schon roch man den breiten, himmelblauen, stillen Flußlauf des Imperial, der sich dem Ozean näherte. Die ungezählten Gepäckstücke ausladen, die kleine Familie zusammentrommeln und im Ochsenkarren zum Dampfer befördern, der den Imperial hinunterfahren würde, war Vaters Aufgabe, die er mit seinen blauen Augen und seinem Eisenbahnerpfeiff erfüllte. Wir verstaute die Gepäckstücke und uns selbst auf dem Schiffchen, das uns zum Meer bringen sollte. Kabinen gab es nicht. Ich setzte mich in die Nähe des Bugs. Die Schaufelräder durchpflügten die Flußströmung, die Maschinen des kleinen Fahrzeugs schnaubten und keuchten, die wortkargen Leute des Südens hockten an Deck, unbeweglich wie verstreute Möbelstücke.

Ein Akkordeon entsandte seine romantische Klage, seine Aufforderung zur Liebe. Es gibt für ein fünfzehnjähriges Herz nichts Eindrucksvolleres als eine Fahrt auf einem breiten unbekannten Fluß zwischen bergigen Ufern, auf dem Weg zum geheimnisvollen Meer.

Nieder-Imperial war nur eine Häuser-Zeile mit bunten Dächern. Es lag an der Stirnseite des Flusses. Von dem Haus aus, das uns erwartete, und schon vorher, von der wackeligen Mole, wo der kleine Dampfer anlegte, hörte ich in der Ferne das Meeresdonnern, fernen Aufruhr. Die Brandung trat in mein Dasein.

Das Haus gehörte Don Horacio Pacheco, einem riesenhaften Landwirt, der während des Monats, in dem wir sein Haus bewohnten, über die Hügel und unbefahrbaren Wege seine Lokomobile und Dreschmaschine steuerte. Mit seiner Maschine erntete er den Weizen der von der Küstenbevölkerung abgeschnittenen Indios und Bauern. Er war ein Mannsbild, das plötzlich in unsere Eisenbahnerfamilie einbrach, mit Stenortorstimme redend, staub- und strohbedeckt. Dann kehrte er ebenso lärmend zu seiner Arbeit in die Berge zurück. Er war für mich ein Beispiel mehr für das harte Leben meines Australgebiets.

Alles war für mich geheimnisvoll in diesem Haus, in den vernachlässigten Gassen, in den unbekanntem Existenzen, die mich umgaben, in dem tiefen Ton der Meeresferne. Zu dem Haus gehörte ein Garten, der mir riesig und ungepflegt vorkam, mit einer vom Regen beschädigten Mittellaube, einer von Winden überrankten Laube aus weißem Holz. Außer meiner unbedeutenden Person betrat nie jemand diese schattige Einsamkeit, wo Efeu gedieh, Geißblatt und meine Dichtung. Natürlich gab es in jenem seltsamen Garten noch einen anderen faszinierenden Gegenstand: das war ein großes Boot, Waise eines großen Schiffbruchs, das da im Garten ruhte ohne Wogen und Sturm, gestrandet im Mohn.

Das Seltsame an jenem verwilderten Garten war nämlich, daß dort beabsichtigt oder unbeabsichtigt nur Mohn wuchs. Die

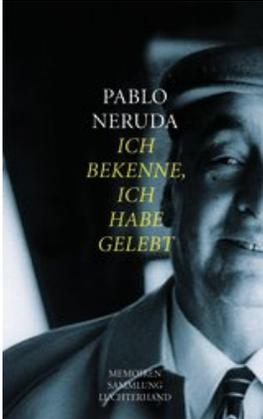
anderen Pflanzen hatten sich aus der schattigen Umfriedung zurückgezogen. Große Blüten, weiß wie Tauben, gab es dort, scharlachrote wie Blutstropfen, maulbeerfarbene und schwarze wie vergessene Witwen. Ich hatte nie solche Unmengen von Mohn gesehen und sah dergleichen auch nie wieder. Wenn ich sie auch respektvoll anblickte, mit einer gewissen abergläubischen Scheu, die unter allen Blumen nur sie einflößen, so riß ich doch dann und wann eine ab, deren gebrochener Stengel eine säuerliche Milch in meinen Händen zurückließ und einen Hauch von unmenschlichem Duft. Dann streichelte ich die prächtigen seidenen Blütenblätter und verwahrte sie in einem Buch. Sie waren für mich Flügel großer Falter, die nicht fliegen konnten.

Als ich zum ersten Mal vor dem Ozean stand, war ich überwältigt. Dort tobte zwischen hohen Bergen – dem Huilque und dem Maule – die Wut des großen Meeres. Da waren nicht nur die riesigen schneeigen Wolken, die sich viele Meter über unseren Köpfen erhoben, sondern das Donnergetöse eines kolossalen Herzens, das Beben des Universums.

Hier breitete die Familie Tischdecken aus, stellte Teekannen auf. Die Bissen erreichten sandig meinen Mund, was mich wenig störte. Was mich schreckte, war der apokalyptische Augenblick, in dem mein Vater uns das tägliche Meerbad befahl. Weit entfernt von den riesenhaften Wellen, besprühte das Wasser meine Schwester Laura und mich mit seinen kalten Peitschenhieben. Wir zitterten, daß der Finger einer Woge uns hinauszerren würde, in die Berge des Meers. Wenn meine Schwester und ich mit klappernden Zähnen und blauen Lippen Hand in Hand schon bereit waren zu sterben, ertönte der Eisenbahnerpfeiff, und mein Vater befahl uns, das Martyrium zu verlassen.

Ich will andere Geheimnisse von jener Gegend erzählen. Eines waren die Percherons, ein anderes das Haus der drei verwunschenen Frauen.

Am Ende des ärmlichen Orts standen einige große Häuser, vermutlich Gerbereien. Sie gehörten französischen Basken. Fast immer hatten die Basken im Süden Chiles die Lederindustrien



Pablo Neruda

Ich bekenne, ich habe gelebt

Memoiren

Taschenbuch, Klappenbroschur, 480 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-630-62041-1

Sammlung Luchterhand

Erscheinungstermin: Januar 2003

Pablo Neruda, einer der größten Dichter des 20. Jahrhunderts und einzigartig als Mensch, Politiker und Humanist, hat mit seinen Memoiren ein grandioses Dokument seines Lebens und seiner Welt hinterlassen.

 [Der Titel im Katalog](#)